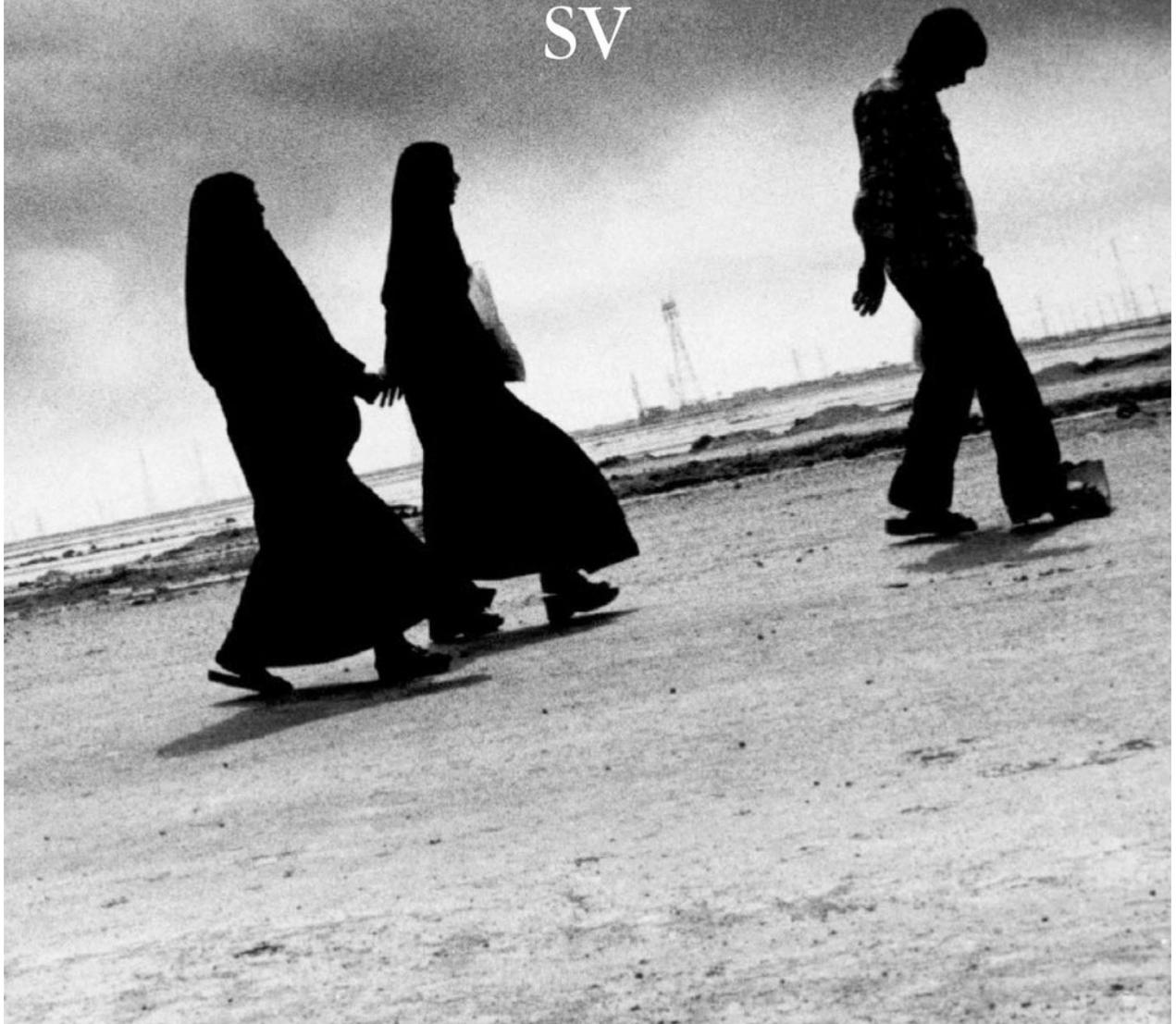

Zerbrochene Länder

Wie die arabische Welt
aus den Fugen geriet

Scott Anderson

edition suhrkamp

SV



seines Vorgängers Sadat weiterführte und das Bündnis mit den Vereinigten Staaten und Israel nicht aufkündigte, ging der Makel der Kapitulation, den dies in den Augen vieler seiner Landsleute bedeutete, auf ihn über. Da er nun selbst mit den vermeintlichen Feinden unter einer Decke steckte, konnte Mubarak die innere Einheit des Landes nicht länger zementieren, indem er den Joker des äußeren Sündenbocks ausspielte. Also entwickelte er ein noch sorgfältiger austariertes System, um die säkulare Linke und die islamistische Rechte gegeneinander auszuspielen. Ahmed, der mit Anhängern beider Gruppen im Gefängnis saß, wurde Zeuge der Folgen, die diese Entwicklung selbst auf der Ebene der grundlegendsten Menschenrechte hatte. Wie er 40 später Joe Stork von Human Rights Watch erzählte, »sagten die Kommunisten insgeheim, ›Es schadet nicht, wenn Islamisten gefoltert werden‹; und die Islamisten meinten: ›Warum foltert ihr nicht die Kommunisten?‹«

Ahmed schwor, sich für eine Reform des Justizwesens einzusetzen, weshalb er noch in seiner Gefängniszelle mit dem Jurastudium begann. Nur einen Monat nach seiner Entlassung 1989 erhielt er seine Zulassung als Anwalt.

Der ehemalige politische Häftling und seine Frau standen an einem Scheideweg: Da Laila mittlerweile als Professorin und Ahmed nun als Anwalt tätig war, hätte sich das Paar ein komfortables Leben als Teil der Kairoer Oberschicht leisten können. Stattdessen engagierten sie sich immer stärker inmitten des zunehmenden politischen Chaos – letztendlich mit enormen persönlichen Kosten. Sie versuchten, Brücken über jene ideologischen Gräben zu bauen, die für das Überleben des Staates so lange von derart großer Bedeutung gewesen waren.

Majdi el-Mangoush

Libyen

Misrata, die einst wohlhabende Hafenstadt knapp 200 Kilometer östlich der libyschen Hauptstadt Tripolis, gehörte einst zu den wichtigsten Stationen auf der Route des Transsaharahandels. Kamelkarawanen brachten Sklaven ⁴¹ und Gold in die Stadt, um sie von hier aus übers Mittelmeer zu exportieren. Aus dieser Zeit stammt Misratas Ruf als eines der wichtigsten Handelszentren Libyens; seine Einwohner gelten als besonders fleißig und kapitalismusfreundlich. Zu den wichtigsten Bewohnern zählen die Mitglieder des Mangoush-Klans, nach denen sogar einer der ältesten Bezirke der Stadt benannt ist. In diesem Viertel begrüßten Omar und Fatheya el-Mangoush, Beamte im Dienst der Stadtverwaltung, am 4. Juli 1986 die Geburt des jüngsten ihrer sechs Kinder: einen Jungen namens Majdi.

Als Majdi zur Welt kam, wurde Libyen seit 17 Jahren von Muammar al-Gaddafi regiert. Der gut aussehende ehemalige Hauptmann des Signalkorps wurde im Westen als verwegenes *enfant terrible* betrachtet, seit er 1969 gemeinsam mit Mitverschwörern aus dem Militär im Alter von gerade einmal 27 Jahren den libyschen König gestürzt hatte. In den Jahren unmittelbar nach dem Putsch war er bei seinen Landsleuten überaus beliebt, was nicht zuletzt damit zu tun hatte, dass er Gamal Abdel Nasser nacheiferte, dem Präsidenten des benachbarten Ägypten. Wie Nasser wusste auch Gaddafi den arabischen Stolz anzufachen, indem er westliche Unternehmen verstaatlichte, darunter Teile von Libyens lebenswichtiger Ölindustrie, und den Staat Israel vehement attackierte. Er sorgte dafür, dass weite Teile der Bevölkerung vom Wohlstand des Landes profitierten, und ermöglichte so auch Familien wie den Mangoushs ein komfortables Mittelschichtsdasein.

Im Lauf der Zeit wurden die Ähnlichkeiten mit Ägyptens »weicher« Diktatur jedoch immer schwächer; stattdessen näherte sich Gaddafi dem Modell zweier anderer Staaten an, die ebenfalls von Nasser inspiriert worden waren: den baathistischen Regimen Saddam Husseins im Irak und Hafiz al-Assads in Syrien. Die Parallelen waren ⁴² erstaunlich: In allen drei Ländern gab es bald einen aufwändigen Personenkult – die Konterfeis der Diktatoren zierten Plakate, Wandgemälde und Briefmarken –; außerdem hielten alle drei, anders als Ägypten, an der Allianz mit dem »antiimperialistischen« Block der arabischen Nationen fest, eine Haltung, die durch Verbindungen zur Sowjetunion gestärkt wurde. Ganz im Geiste des baathistischen Credo vom »arabischen Sozialismus« und Gaddafis dritter Universaltheorie legten alle drei Länder irrwitzig ambitionierte öffentliche Programme auf, sie bauten Krankenhäuser, Schulen und

Universitäten und finanzierten diese Unterfangen mit den Einkommen aus der Ölindustrie (so in Libyen und im Irak) oder mit Unterstützung der Sowjetunion (in Syrien). Gleichzeitig entstanden enorm aufgeblähte Staatsapparate, so dass Ministerien und andere Behörden schnell zu den Hauptsäulen ihrer Ökonomien wurden. Schließlich stand mehr als die Hälfte der libyschen Erwerbsbevölkerung – darunter Majdi el-Mangoushs Eltern – auf der Gehaltsliste des Staates. Die Zahlen in Saddam Husseins Irak waren ähnlich. »Jeder war irgendwie vom Staat abhängig«, erläutert Majdi.

»Wohnungen, Jobs – es war unmöglich, außerhalb dieser Strukturen zu existieren.«

Doch trotz aller revolutionären Rhetorik war den Autokraten in Libyen, Syrien und im Irak sehr wohl bewusst, dass es sich bei ihren Staaten im Wesentlichen um artifizielle Konstrukte handelte. Die Loyalität ihrer Bürger galt weniger dem Staat als vielmehr ihrem Stamm beziehungsweise allgemeiner ihrer ethnischen Gruppe oder Konfession. Um dennoch so etwas wie nationalen Zusammenhalt sicherzustellen, bedurfte es einer Politik von Zuckerbrot und Peitsche. In allen drei Ländern gingen die Staatsführer komplizierte und verworrene Allianzen mit einer Vielzahl von Stämmen und Klans ein. Blieb man 43 dem Diktator gewogen, erhielt der Stamm vielleicht die Macht über ein Ministerium oder den Zuschlag für eine lukrative Unternehmenslizenz; tat man dies nicht, ging man leer aus. Auch über religiöse und ethnische Grenzen hinweg schmiedeten die Autokraten sorgfältig Bündnisse. Obwohl die meisten höheren baathistischen Beamten im Irak wie Saddam Hussein zur sunnitischen Minderheit gehörten, achtete der Diktator doch darauf, gerade genug Schiiten und Kurden in seine Regierung zu holen, um ihr einen überkonfessionellen Anschein zu verleihen. Im von Hafiz al-Assad regierten und mehrheitlich von Sunniten bewohnten Syrien wurde die von der alawitischen Minderheit, der auch die Assads angehörten, getragene Regierung durch eine Allianz mit den Christen im Land gestärkt, so dass eine weitere wichtige Minderheit an der Aufrechterhaltung des Status quo interessiert war.

In Libyen hatten solche Koalitionen zudem eine ganz eigene geografische Dimension. Unabhängig von der historisch bedingten Kluft zwischen den beiden wichtigsten Provinzen Tripolitanien und Kyrenaika hatten sich die Menschen dort seit je vor allem entlang der Mittelmeerküste angesiedelt. Im Lauf der Jahrtausende hatte sich dann eine Reihe quasiautonomer Stadtstaaten gebildet, die sich jeder zentralstaatlichen Herrschaft widersetzen. Während sich Gaddafi um konfessionelle Konflikte nicht zu sorgen brauchte – so gut wie alle Libyer sind Sunniten –, hatte er sehr wohl darauf zu achten, eine angemessene Zahl von Bewohnern Misratas und Bengasis in den engeren Machtzirkel aufzunehmen.

Wann immer Belohnungen und Händeschütteln nicht ausreichten, griff man jedoch zu Gewalt. Libyen, Syrien und der Irak errichteten drei der brutalsten und allgegenwärtigsten Sicherheitsapparate der ganzen Welt. Die (»Muchabarat« genannten) Sicherheitsdienste trieben willkürlich und 47 völlig straffrei vermeintliche Staatsfeinde

zusammen, warfen ihre Gegner nach Schauprozessen in düstere Verliese oder exekutierten sie an Ort und Stelle. Die Repressionen galten nicht nur Einzelpersonen, sondern wurden oft auf ganze Stämme oder ethnische Gruppen ausgeweitet. Notorische Berühmtheit erlangte 1988 Saddam Husseins Anfal-Operation gegen die stets aufmüpfige kurdische Minderheit im Irak. Noch vor Ende des Pogroms waren 50 000 bis 100 000 Kurden ums Leben gekommen; Hunderttausende mehr wurden aus ihren zerstörten Dörfern vertrieben und erbarmungslos umgesiedelt.



Eine Frau auf einem Basar in Tripolis, Libyen, 2002.

Der Staat hatte außerdem ein sehr gutes Gedächtnis, wie Majdi el-Mangoush feststellen musste, als er in Misrata heranwuchs. Im Jahr 1975 hatten zwei Verwandte seiner Mutter, beide Armeeeoffiziere auf mittlerer Kommandoebene, an einem letztlich gescheiterten Putschversuch gegen Gaddafi teilgenommen. Sie wurden hingerichtet; doch ihr Tod reichte nicht aus, um den Namen der Familie Mangoush reinzuwaschen. (Dass Majdis

Mutter ebenfalls aus dem Mangoush-Klan stammt, weshalb sie bereits vor ihrer Heirat diesen Familiennamen trug, ist ein weiterer Beleg für die anhaltende Bedeutung der libyschen Stammeskultur.)

»Es ist nicht so, dass wir deshalb direkt verfolgt wurden«, erklärt der mittlerweile 30-jährige Majdi, »aber die Beamten kommentierten es trotzdem jedes Mal: ›Ach, Sie sind also ein Mangoush.« Man wurde von den Behörden genauer beobachtet, weil man nie als vollkommen vertrauenswürdig galt.«

Einer Gruppe traute jedoch in keiner der drei Länder irgendetwas über den Weg, weshalb sie überall unterdrückt wurden: den islamistischen Fundamentalisten. In Syrien oder dem Irak genügte es bereits, sich als Sunnit oder Schiit zu identifizieren, um das Misstrauen des Staates auf sich zu ziehen; konservative Geistliche und religiöse Unruhestifter wurden überall von den Muchabarat besonders streng überwacht. Diese Kampagne zeichnete sich keinesfalls durch subtile Methoden aus. Als im Februar 1982 sunnitische Fundamentalisten unter dem Banner der Muslimbrüder die Kontrolle über Teile von Hama an sich rissen, ließ Hafiz al-Assad die Stadt mit Bodentruppen, Panzern und Artillerie einkesseln. Beim anschließenden dreiwöchigen »Massaker von Hama« kamen zwischen 10 000 und 40 000 Einwohner ums Leben.

Autokratische Alleinherrscher werden allerdings oft von einer perversen Dynamik erfasst, und auch hier gab es erstaunliche Gemeinsamkeiten zwischen Gaddafi, Hussein und Assad. Zum Teil hat das mit einer Art »Des Kaisers neue Kleider«-Syndrom zu tun: Da die Herrscher nur noch von Schleimern und Jasagern umgeben sind, verlieren sie irgendwann jeden Sinn für die Realität. Ein anderer Grund hat mit dem Wesen von Polizeistaaten an sich zu tun: Je repressiver die Sicherheitskräfte vorgehen und je tiefer sich echte Dissidenten in den Untergrund zurückziehen, desto schwerer fällt es dem Diktator zu erkennen, wer seine wahren Feinde sind und wo sie sich verbergen. Das führt zu noch mehr Paranoia, die nur durch noch mehr Unterdrückung und ein noch engeres Sicherheitsnetz um den Autokraten gelindert werden kann. In den neunziger Jahren war durch diesen Teufelskreis im Irak, in Syrien und in Libyen eine ebenso groteske wie widersprüchliche Situation entstanden: Auf der einen Seite förderten die Führer den Personenkult und pflasterten die Häuser und Straßen ihrer Heimat mit immer mehr Bildern von sich selbst zu; auf der anderen Seite zogen sie sich zunehmend zurück. Obwohl Majdi el-Mangoush in einem Land lebte, dessen Gesamtbevölkerung kleiner war als die des US-Bundesstaates Indiana, bekam er Gaddafi in ⁴⁹ 25 Jahren kein einziges Mal zu Gesicht. Den Namen des Diktators erwähnte Majdi ebenfalls kein einziges Mal in der Öffentlichkeit, schon gar nicht in herabwürdigender Form. »So etwas tat man nur im Kreise der Familie oder der engsten Freunde«, erläutert Majdi. »Wenn man in Gesellschaft anderer Leute etwas Kritisches sagen wollte, sprach man immer nur von ›unserem Freund.«

All die Poster, Wandgemälde und Mosaik der Alleinherrscher, die in Libyen, Syrien